

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Ein Ort für morgen

Thüminger, Rosmarie

Wien, 1994

5

Fini und Maria lehnten am offenen Fenster. Ihr Schulzimmer lag im zweiten Stock, und so konnten sie geradewegs in die Zweige des uralten Ahornbaumes schauen. Es war ihre Lieblingsbeschäftigung während der Pause. Langsam wurde es Frühling, die Äste zeigten schon einen zarten grünen Schimmer, und nach jeder Unterrichtsstunde machte der Klarsendienst für fünf Minuten die Fenster auf. An Lüften war im Winter nicht zu denken gewesen, dafür war die spärliche Wärme, die ein paar Holzscheite und die Körper der Schüler hergegeben hatten, zu kostbar.

Nun wurden auch die Tage wieder länger. Maria brauchte nicht mehr bei Dunkelheit das Haus zu verlassen. Der Weg vom Berg herunter zeigte sich zwar noch bedeckt mit Schnee und Eis, aber im Tal waren Wiesen, Felder und Straßen schon aper. Auch an den Tagen, an denen nachmittags Unterricht war, kam Maria nun bei Tageslicht heim. Meistens ging ihr der Vater ein Stückchen entgegen. Es waren noch immer sehr viele Fremde im Tal, und der Wald galt als gefährlich.

Heute aber dauerte der Unterricht nur bis Mittag, und die Mutter wollte es so einrichten, daß sie am Vormittag im Dorf einkaufte und dann mittags gemeinsam mit Maria nach Hause ging. Die letzte Stunde war Geographie, ein Fach, das Maria sehr interessierte. Aber diesmal konnte sie es kaum erwarten, bis die Schulglocke läutete. So schnell sie konnte, schlüpfte sie in die Stiefel, warf sich die Pelerine um und stürmte davon. Sie traf die Mutter vor dem kleinen Laden, wo sie immer die Wochenration an Brot, Zucker und Fett einkaufte.

„Heute hat der Vater das Ansuchen an die Schulbehörde nach Versetzung gestellt“, sagte die Mutter. „Ich habe den Brief eingeschrieben abgeschickt. Hoffentlich wird es positiv erledigt.“

„Und die Lebensmittel – hast du alles gekriegt?“ fragte Maria.
„Ach woher. Es war kein Fett da. Übermorgen muß ich nochmals ins Dorf. Aber was das Schlimmste ist, es gibt keine Schnuller.“

„O je, da wird Lisa am Abend wieder lange nicht einschlafen.“
Vor drei Tagen war Lisa der Schnuller abhanden gekommen. Niemand wußte, wo er geblieben war. Er war einfach nirgends mehr zu finden. Und nun machte Lisa schon drei Abende ein fürchterliches Theater. Sie plärrte und jammerte und ließ sich einfach nicht trösten. Sie wollte ihren Schnuller, und basta.
Die Mutter seufzte. „Ja, das fürchte ich auch. Na ja, wenigstens Saccharin und ein Viertelkilo Zucker habe ich bekommen.“

„Die Godel hat mir gesagt, früher hat man ein gutes Mittel gehabt, wenn die Kinder nicht einschlafen wollten“, sagte Maria. „So? Und das wäre?“

„Man hat einfach ein Stückchen Würfelzucker mit verdünntem Schnaps getränkt und in ein Stückchen Stoff eingebunden. Und das hat man den Kindern zum Lutschen gegeben.“

„Ein Wahnsinn! Daß du ja nicht etwa einmal solche Sachen bei Lisa ausprobierst! Verstanden?“

„Ach wo! Aber fein wäre es schon, wenn Lisa einschlafen würde, ohne die ganze Familie stundenlang zu sekkieren.“

„Vielleicht treibe ich doch noch irgendwo einen Schnuller auf.“
Mit diesen Worten schulterte die Mutter den Rucksack, und sie zogen los. Bei den letzten Häusern am Dorfrand wurden sie angerufen. Eine Frau stand hinter einem niederen Gartenzaun und winkte ihnen zu.

„Oh, die Hilde“, sagte die Mutter. „Robert und ich wollten dich vorige Woche schon besuchen, aber wie es halt so geht, es ist uns wieder einmal etwas dazwischengekommen.“

„Hast du Zeit für einen Kaffee, Luisa? Dann kannst du auch gleich die Häkelnadel mitnehmen, die ich dir versprochen habe.“

Frau Vogl bat die Mutter und Maria in die Küche. Am Tisch saß eine Nachbarin und studierte die Zeitung.

„Ja, ich sage immer wieder, in der Stadt sollte man sein! Da hätte man ganz andere Möglichkeiten!“ Sie begann vorzulesen: „Tausche Kochplatte gegen eine guterhaltene Keilhose mit Gürtel. Oder: Suche feste Schuhe, Nummer 44, gebe dafür funktionierenden Wecker. Tausche braune Lederaktentasche für eine Puppe, möglichst mit Schlafaugen.“

„Eine Puppe mit Schlafaugen?“ fragte Maria. Eine derartige Puppe hatte sie erst einmal in Händen gehalten, als sie bei einer der reicheren Schülerinnen zu einer Geburtstagsfeier eingeladen gewesen war.

„Ja, man kann nur staunen, was die Leute alles tauschen möchten“, sagte die Nachbarin. „Unglaublich. Aber bei uns ist das schon schwieriger. In der Stadt sollte man sein!“

„Aber mit dem Essen haben wir es hier am Land doch bedeutend besser. Und Essen, das ist das Wichtigste“, widersprach die Mutter.

„Die Frau Seebacher kommt jeden Tag zu mir, um die Tauschanzeigen in der Zeitung zu studieren“, erklärte Frau Vogl.

„Ich habe nämlich keine Zeitung. Ich kann mir zur Zeit keine leisten“, sagte die Nachbarin.

Frau Vogl stellte einen Topf mit Wasser auf den Herd. Als es aufwallte, gab sie zwei Löffel geröstete und gemahlene Gerstenkörner hinein. „Sie trinken ja auch noch eine Schale Kaffee mit uns?“ fragte sie in Richtung Zeitung.

In diesem Augenblick klopfte es ungestüm an die Tür. Frau Vogl hatte gar nicht Zeit, selbst zu öffnen, als schon eine Frau in die Küche stürmte. Sie beachtete niemanden, sondern kam mit ausgestreckten Händen auf Frau Vogl zu.

„Helfen Sie mir, ich bitte Sie, Frau Vogl“, rief sie unter Schluchzen und Weinen. „Retten Sie meinen Mann, den Gustav. Er ist im Lager Oradour. Was soll ich machen, ganz allein? Helfen Sie mir, Sie können es.“

Maria sah, wie Frau Vogl den Topf auf die heiße Herdplatte stellte. Der Kaffee wallte auf, bräunlicher Schaum erschien am Rand, und Maria fürchtete schon, das Gebräu würde jeden Augenblick überkochen. Aber Frau Vogl achtete nicht darauf.

Sie war blaß geworden und wich zurück, bis sie mit dem Rücken an die Kredenz stieß. Stumm hörte sie die Frau an. Als sie geendet hatte, sagte sie ganz ruhig: „Gehn S' heim, Frau Schranz. Ihr Mann kommt schon wieder heim. Das ist nicht so wie bei meinem, den er und seine Parteifreunde auf dem Gewissen haben. Ihren sperren sie nur ein bißl ein und lassen ihn nachdenken. Ich kann da nichts ändern und will auch nicht.“

Die Frau erstarrte. Ihr Gesicht wurde ganz blaß. Dann wandte sie sich um und verließ ohne ein weiteres Wort die Küche.

„Das war die Frau vom Ortsgruppenleiter, vom ehemaligen Ortsgruppenleiter“, stellte Frau Vogl fest.

„Ja, ja, ich kenn' sie schon. Ich kenn' auch ihn selbst“, sagte die Mutter.

„Das war ein Scharfer“, meinte die Nachbarin. „Ein Hundertprozentiger. Der war von Anfang an darauf aus, hoch hinauf zu kommen. Die Frau, die hast du dir nun zur Feindin gemacht, Hilde!“

Frau Vogl zuckte die Schultern. „Ich will mich an niemandem rächen, denn mein Mann wird davon nicht wieder lebendig. Aber einsetzen für solche Leute? Nie und nimmer!“

„Es passiert ihnen eh nicht viel. Was man so hört, sind viele von denen, die wirklich das Sagen gehabt haben, schon abgehauen. Und so ein Ortsgruppenleiter, den sperren sie ein paar Monate ein. Da muß er dann helfen, die Bombenschäden aufzuräumen, und beim Wiederaufbau mittun. Das schadet nicht“, bekräftigte die Nachbarin.

Maria sagte nichts. Bei solchen Gelegenheiten mußte sie immer an Frau Hauser denken, ihre erste Lehrerin, die sie so gern gehabt hatte. Sie war ihr schon länger nicht mehr begegnet. Frau Hauser arbeitete weiter beim Gredler im Magazin. Maria wünschte sich sehr, daß sie wieder in der Schule unterrichten dürfte. Am besten in der Hauptschule, in ihrer Klasse. Vielleicht, wenn Fräulein Hauser endlich auch genügend nachgedacht hätte?

„Wer entscheidet das eigentlich, wann jemand genug nachgedacht hat?“ fragte Maria.

„Keine Ahnung. Manchmal habe ich das Gefühl, viele von den wirklich Schuldigen sind sowieso schon außer Land. Der Franz Hofer zum Beispiel, der das Gnadengesuch für meinen Mann abgelehnt hat, der ist auch untergetaucht. Zuerst hat es geheißt, er habe sich selber umgebracht. In England. Es ist in der Zeitung gestanden, hat aber nicht gestimmt.“

„Der ist auch verantwortlich für die Ermordung von Geisteskranken. Auch von der Liesl vom Mahnerhof. Die haben sie von Hall nach Harthelm transportiert und dort umgebracht. Der Mutter haben sie die Urne mit der Asche geschickt und geschrieben, sie sei an Lungenentzündung gestorben“, sagte die Mutter.

„Was mich am meisten aufregt, ist, daß keiner von den Nazis sagt, sie hätten schlimm gehandelt. Sie sind besiegt worden. Sie haben kapitulieren müssen. Aber daß sie falsch gehandelt hätten – das hab’ ich noch von keinem gehört!“ Frau Vogl ließ ihren Kaffee kalt werden und ging in der engen Küche auf und ab, vom Herd zum Fenster und wieder zurück. „Wie soll da neu angefangen werden, wenn niemand was einsieht?“

„Ja, aber auf der anderen Seite“, meinte die Mutter, „auf der anderen Seite wird wahnsinnig viel geredet von Antifaschismus und Demokratie, und jeder ist ein großartiger Antifaschist, immer schon gewesen.“

„Das sind hauptsächlich die Zeitungen, die das schreiben. Im wirklichen Leben, da hat doch überhaupt niemand Zeit, sich mit solchen Dingen zu beschäftigen. Jeder muß schauen, wie er das Notwendigste zusammenkratzen kann, um zu überleben.“

„Also mir ist diese ganze Marschiererei, Uniformtragererei, Fahnenhisserei und vor allem die antiklerikale Einstellung immer gegen den Strich gegangen“, sagte die Nachbarin. Sie hielt einen Augenblick inne. Dann schüttelte sie heftig den Kopf.

„Er hat allerdings sein Gutes gehabt, der Nationalsozialismus. Juden und Kommunisten oder auch die Zigeuner, damit hat der Hitler aufgeräumt. Und wenn ich seh’, wie sich die Frauen heutzutage mit den Besatzungssoldaten einlassen – sogar mit Farbigen! Mit schwarzen französischen Soldaten! Für eine

Schachtel Zigaretten oder ein paar Seidenstrümpfe! Also, so was hätte es unterm Hitler nicht gegeben!“

Die Mutter stand abrupt auf. „Komm, Maria, wir müssen gehen. Hilde, komm uns einmal besuchen. Und dank dir für die Häkelnadel. Mit meiner groben könnte ich die Scheibenvorhänge nie und nimmer flicken.“

Als sie Vater von dem Besuch und all den Gesprächen erzählten, zankte er mit der Mutter. „Warum hast du die Nachbarin nicht zur Rede gestellt? Warum hast du sie nicht aufmerksam gemacht, daß ihre Reden über Juden, Linke oder die Frauen in Wirklichkeit genau der Hitler-Ideologie entsprechen?“

„O Gott, was glaubst du, wie oft die Hilde ihrer Nachbarin schon die Leviten gelesen hat! Bei der hilft nichts mehr. Und außerdem, ich eigne mich absolut nicht zum Missionieren!“ gab die Mutter zur Antwort. Daraufhin wurde der Vater erst recht böse. „Und dann beklagst du dich wieder, daß sich so wenig ändert. Wie müssen reden, wenn wir morgen und in Zukunft ohne Haß auf Fremdes und ohne Furcht vor Unbekanntem leben wollen.“

Die Mutter schwieg. Sie zog die Weste aus und legte sie ordentlich zusammen. Dann zupfte sie einen hellen Faden von ihrem Pullover. Schließlich wandte sie sich wieder dem Vater zu. „Wahrscheinlich hast du recht. Man dürfte dieses Gerede nicht einfach hinnehmen. Aber ich glaube, sie hat auch so gemerkt, daß mir ihre Ansichten nicht gefallen. Ich hoffe es zumindest.“